

Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

erschient täglich

Halle a. S., den 14. Juli

1921 / Nr. 161

Die Herweghs.

Ein rechtsrheinischer Roman von
Liesbet Dill.

22. Fortsetzung. Nachdruck verboten.
Dann sagte er noch einige Worte dazu, von steter Berührung, und hat sie, die Stunden der Trauer, die nun folgen würden, ihn nicht entgelten zu lassen, sondern ihn zu vergesseln lassen. „Es gibt sonie Luß...“ und wenn sie sich begegnen sollten, ihn als einen gleichgültigen Verwandten zu betrachten.

Er empfahl ihr, den Brief mit den anderen sorgfältig zu vernichten. „Mit Briefen ist schon viel Unheil angerichtet worden, liebe Grete, dent an Dich und Deine Mutter“ — die alte Rollin mußte man doch auch anstandslos erwähnen, die vergah man immer.

„Ich sage das zwar nur Deinetwegen,“ schloß Luß, „denn was mein Leben betrifft, so ist mit dieses vollkommen gleichgültig. Wenn es aber sein sollte, daß das Schicksal es will...“
„Hoffentlich will es das nicht, dachte er. Je ferrier es verdet.“
Er las den Brief noch einmal durch und sprach: „Ich habe dich er, denn sonst wird mir's wieder leid.“ Er nahm Siegelad er, und schloß den Brief, indem er das Mappen seiner Mutter, ein stierliches Schild mit vier Lilien und einer Schlange druckbrachte.

Dann steckte er den Brief in den Vermeilenschlag, schenkte den erkannten Trina einen Kater, und eine Viertelstunde später sah er im D-Zug nach Mainz.

Die arme Grete ging wie eine Nachtwanderin umher, teil ihr dieser Abschiedsgruß ins Haus gestochen war.
Das also war das Ende einer großen Liebe!

Er nahm seinen Mantel und verabschiedete sich, er war vernünftig geworden und klug.

Es war sicher nicht vernünftig, diesen elenden Brief erst in Städte zu zerstreuen und ihn dann auf dem Teppich liegend des Nachts bei einer Kerze wieder zusammenzusetzen; die heiligen Worte hatten ihre Tränen verwischt, aber den Eindruck dieses Briefes würde kein Mensch vernichten, kein Erlebnis und kein Gefühl. Sie fand sich mit einem Male ganz alt, wie vertieft, unfähig, etwas zu denken, zu empfinden, ja nicht einmal weinen konnte sie mehr.

Sie mochte ab und vorlor ihre frischen Farben, alles ward ihr gleichgültig, ihr Leben, ihre Ehe, ihre Zukunft, die ganze Welt war leer geworden für sie.

Sie dachte Ernst, der so ruhig ihr bei Tisch gegenüber saß, als ob er niemals vor ihr gekniet und ihre Hände geküßt hätte. Weil hier Ernst einmal ihrem Vater abgeraten hatte, mit seinem Geraden im heiligen Mind zu sprechen zu gehen, durchwandelte sie im Sturm die allumhüllten Wälder und stieg auf die Höhen hinauf, dem Regen, dem Wind, dem Schnee entgegen.“ Sie wollte krank werden, herben.

Der Herlassen nahm zu. Sie ging zu einem Herzspezialisten und ließ sich untersuchen. „Haben Sie vielleicht in letzter Zeit etwas Aufregendes erlebt?“ fragte der Arzt.

Grete lenkte den Kopf. „Ja, etwas Furchtbares, aber ich kann nicht sagen, was.“

„Das verlangt auch niemand von Ihnen, gnädige Frau, aber es beruhigt Sie vielleicht, daß Ihr Herlassen nur von gewissen Erregungen gekommen ist, und daß es sich legen wird, wenn die Erinnerung an das Gescheite schwindet.“

Wenn sie die Kurhausstraße herunterkam, glaubte sie allen Männern, die ihr entgegenkamen, eine Leichtigkeit mit Luß zu finden, und jedesmal, wenn sie eine hohe schlanke Männergestalt erblickte, zuckte sie zusammen. Ihm jetzt zu begegnen, erschien ihr als das Furchtbarste. An den Sonntagen stellte sie sich krank, um seine Mutter nicht zu sehen, dieses Haus, in dem er wohnte.

Sie konnte weder essen noch schlafen, und lange nachdem Ernst sein Licht gelöscht hatte, las sie beim Schein der blauen beschimmernden Lampe und verlor die Gedanken abzulernen. Sie durchblätterte die psychologischen Studien in den Räumen mit heißen Augen und hämmerndem Herzen.

Aber in allen Heiden fand sie Luß wieder. Ja, selbst das leidliche Gedächtnis der Ernst, das ihr der junge Mann in der Leibschicht einmischte, schien von ihm zu sprechen. Von einem von den Frauen bevorzugten Männern, welche Kenner des Lehrbuches der Ehe sind, wurde, die sich gern in öffentlichen Gärten und im Theater zeigen, Helben, die sich tollbar lieben und leben.“

Sie warf das Buch in die Ecke. Es gab sonie Luß? Für sie gab es nur einen! Sie begann zu rauchen. Sie probierte vor dem Spiegel, ob sie besser ausah als der liberale Spitz oder mit dem zierlichen Zigarettenshield. Sie fand sich am schönsten, wenn sie die Zigarette lose in der Hand hielt, die Ringelgittern dann so hübsch. Sie hat den galanten Provisor in der Apotheke nebenan, ihr Gift zu verschaffen. Er befragte ihr sonst alles, was sie verlangte. „Wozu braucht eine so hübsche junge Frau denn Gift?“ meinte er mit rührendem und sah sie forschend mit seinen schwarzen Brombeeren an.

„Für die Ratten,“ sagte Grete.

„Sind in dem Goldenbergchen Hause Ratten? Das muß ich doch mal dem Alten mitteilen, der immer so überlegen tut, als sei sein Haus unübertrefflich gebaut,“ und er rühte nichts heraus.

Während solcher Giftmordgedanken klingelte das Telefon und Mama fragte, ob Grete denn die „Nida“ vergessen hätte, sie hatten sie heute im Abonnement. Ach, jetzt mußte man sich wieder umkleiden, und diese alten Priester mit ihren langen Nachschärten und den Polsaunen waren ihr heute geradezu widerwärtig. Wenn es wenigstens „Redora“ gewesen wäre, wo es sich um Berat und Nord handelte... Sie war gerade in der Stimmung.

Der Arzt, den Grete seit dem Winter häufig aufsuchte, hatte ihr geraten, es mit Aufseheränderung zu versuchen. „Sobald Sie doch nach Norwegen,“ meinte er. „So überredete sie Ernst, im Sommer eine Nordlandreise zu machen.“

Er hätte Italien vorgezogen, aber Grete liebte das Unbekannte. „Italien kenne ich ja.“ Die kühlen nordischen Länder zogen sie an. Sie reisten über Kopenhagen, wo sie die erste Station machten, nach Christiania, Bergen und Tromsø, und dort traten sie die Nordlandbahn an. Es war Ende Juli, und das letzte lästige Sommerdunstschiff, das eben vom Nordkap zurückkam, begegnete ihnen an den Lokoten.

Nur einige schwermütige jagere Engländer mit langen Angulanten befanden sich auf dem Postschiff, ein in Ledermäntel gehülltes älteres Professorpaar und ein junger Maler aus Düsseldorf. Ernst unterließ sich mit dem Professor, einem überzeugten Demokraten, über Politik, und mit dem beiden Kapitänen über die Loslösung Norwegens von Schweden. Die Professorentour war von männlichem Geist erfüllt und sozialistisch angehaucht, weshalb Grete sich von ihr fernhielt. Es regnete viel und man froh. Ernst hatte ein Klavier entdeckt und spielte Grieg oder phantasierte an Regentropfen während die anderen dem Südpunkt zusahen. Der Maler blieb Grete überlassen, als einziger Ritter. Er erzählte ihr, daß er meist Alte male, seine „habende Nymphen“ waren in Christiania im Museum ausgehängt.

Durch ihn lernte sie auch andere Maler kennen, in einem Grandhotel in der norwegischen Hochlandküste. Als sie den schwermütigen Maler, der einzig mit seiner Kaffeemaschine am Kamin saß und sich wie aus seinem grauen Theater herauswühlte, fragte, was er eigentlich male, antwortete er barsch: „Ich male nur Schnee.“

Ernsts Nerven taten die Reise wohl. Er ließ die ersten stummen Felsenberge in den blauen stillen Fjorden und der endlosen zerklüfteten Küste die schwebende erhabene Schönheit des Nordens auf sich einwirken, und verbrachte die hellen Nächte oben in seinen Vogelkist, zu den Stiernen aufschauend, die wandelnde Beleuchtung am Nachthimmel beobachtend. Als sie nach sechs Wochen wieder zurückkam, konnte Grete nicht genug von den reizenden weißen Fjorden, die sie in Bergen gesehen hatte, erzählen, sie hatte sich einen Polarjuch gefaßt, wie ihn die schlankesten eleganten Kopenhägerinnen über der Schulter trugen.

In einem Frühstückslokal hatte sie jeden Tag „Eroberer mei Fide“ gelesen. Das Nordkap fand sie sehr einjam, was das ganze Norwegen ihr unruhig und unzufrieden vorkam. Niemals hatte man ihr die Schätze im Spiel gezeigt und die Kleider abgestaubt. „Das Land ist noch nicht fertig“ entfuhr Grete. Dagegen schwärmte sie von der Frühstücksstube des Kapitlans auf dem Postschiff der „Campisesselab“, auf der lebendudresig Gerichte standen, des Morgens um Neun, während vorher oben auf dem Deck schon Tee und Kuchen angeboten wurde. Der Kapitän sah keine Grete und legte ihr vor. Er war reizend zu ihr und erbot ihr alles. Er fuhr die sechs Streda Jahr für Jahr bis Sommerfest, dort blieb er einen Tag und kehrte dann wieder um.

„Und was tun Sie an diesem Tag?“ fragte Grete.

„Nun, einar Tag muß man auch mal für sich haben,“ lachte der Kapitän.

Die Familie fand die junge Frau frischer aussehend. „In letzter Zeit hattet du so was von junger Nimm, weißt du.“ Der General hofte Gretes Wangen. „Im stillen Klostergarten eine bleiche Jungfrau hing“, das ist nun verschwunden, der Kapitän ist die doch gut bekommen.“

Gretes Nummer hatte Abfertigung gefunden. Sie wurde von dem Düsseldorf Maler in Öl gemalt. Dieses Porträt sollte zu der nicht vorhandenen Herweghschen Ahnengalerie der Grundstein bilden. Sie hätte lieber in voller Rüstung, Ballkleid, Fächer und Schmutz gemalt sein wollen, aber der junge Maler warf ihr einen weiblichen Schal um und gab ihr ein paar Geranien in die Hand. Das Haar durfte nicht vom Friseur getrennt werden, sondern wurde einfach im Rade aufgesteckt. Das einzige, was er erlaubte, waren ein Paar große goldene antike Ohringe, „von der guten Großmama“, die Gretes väterlichen Zippus unterrichteten.

Er kam zu vielen Sitzungen ins Haus und sah dann bei Herweghs zur Nacht.

Als sie eines Abends, von dem Maler begleitet, die Kurhauspromenade herunterging, sah sie plötzlich auf der anderen Seite Luß mit zwei Offizieren die lange Kurhausallee hinaufkommen. Sie hielten gerade auf sie zu. Grete besaß ein heftiges Äffern. Sie erkannte die Saragaller, von der Redoute, der junge Erler und der blonde Prinz. Grete nahm alle Kraft zusammen und hat ihren Begleiter: „Bitte geben Sie mich Ihren Arm.“

Luß hatte sie erkannt, denn er legte die Hand an die Wange, aber hochhochhohen Hauptes schritt Grete, am Arm des anderen, dicht an ihm vorbei, als sei er Luft.

„Wer ward es das?“ fragten seine Begleiter und drösten sich nach ihr um.

Aber Luß sagte lässig: „Ich weiß es nicht, ich hatte mich geirrt.“

Und während in Grete alle Gefühle in Aufrühr waren und die Empfindung gelungener Rache vorherrschte, hatte diese unerwartete Begegnung auf Luß erlöschend gewirkt. Sie hat sich getötet, dachte er, Gott sei Dank. Und er beschloß, fortan wieder des Sonntags ruhig zu seiner Mutter herüberzukommen, auf die G-Straße hin, Grete zu begegnen, denn einmal mußte es doch sein. Luß war durchaus nicht für Ewiges geschaffen. Am wenigsten für ewige Feindschaften.

(Fortsetzung folgt.)

Der Apollo-Saal.

Von Hans Bauer.

Nachdruck verboten.
Gabler hatte eine fabelhafte Idee: Eine Vergnügungstätte wollte er gründen, in der abwechselnd ein Zirkus, eine Kabarett- und eine Kinosession abgehalten werden sollte.

So behelligte man. Wir mieteren einen Raum, engagierten Kräfte, machten Reklame. Gabler sagte: Paßen Sie auf, das ist etwas Neues, das zieht. Das Publikum will mal was Neues sehen.

Am Eröffnungsabend regnete es in Strömen. Ganze 30 Menschen füllten (sogar hier von „füllen“ die Rede sein konnte) den Saal. Gabler sagte: „Soll ein Reiz! Wenn natürlich das Wetter uns einen solchen Erfolg durch die Wiedung macht!“

Am 2. Abend war das schönste Wetter, das wir seit 1863 gehabt haben. 25 Menschen. Gabler sagte: „Pa, bei diesem herrlichen Wetter geht sich natürlich niemand in unser Theater. Sonst...“ Paßen Sie auf, wie voll es morgen wird.

In der kommenden Woche war das Wetter wieder freundlich noch unfreundlich. Der Besuch fluktuirte in 43 und hatte seinen Tiefstand mit 6 Personen. Es war eine Woche, in der politische Ereignisse die Gemüter erregten. Gabler entschuldigte: Natürlich! Bei solchem politischen Wirrwarr geht niemand zu Vergnügungen.

Die folgende Woche war durch eine große Beruhigung ausgezeichnet, die sich allenthalben als Reaktion auf die glückliche Lieberwindung der stürmischen Tage durchsetzte. Der Besuch ließ zu wünschen übrig. Gabler meinte, das rührte daher, daß die Leute in gar so ruhigen Zeiten seiner Wiedung durch Vergnügungen bedürften.

In der nächsten Woche ging es politisch wieder drauf und drunter, noch aber war es völlig ruhig. Am Abendsaal saßen selber mehr als 30 Leute. Gabler schob das auf die ungewöhnliche und schlechte Reklame. Wir machten reichliche und bessere Reklame. Der Erfolg blieb aus. Gabler bemängelte die Lage des Internements. Es führten so wenig Straßenbahnlinien hin. Daran liege es. Wir jagen am Quartiersende um und stabilieren uns an einem Punkte, wo sich 11 Straßenbahnlinien kreuzten. Die ersten Tage saßen sich in dem neuen Lokal schlecht an. Gabler meinte, wir mühten uns in dieser neuen Wegend erst einzuführen. Etwas Neues sieht nicht ohne weiteres. Das Publikum sei konservativ und liebe am Alten.

Wir harten noch einen Monat Geduld. Das Publikum schien noch mehr Geduld zu haben. Gabler meinte, ob wir nicht vielleicht zu schlechte Kräfte hätten? Für die Kabarett-Nummern müßte man unbedingt Namen engagieren. Wir engagierten Namen. Daraufhin änderte sich nichts. Stillest, sagte Gabler, weil das Publikum von dieser ewigen Grenzschicht überläßt ist. Immerhin vermuttere er den Kerngrund des schlechten Besuchs in etwas anderem. Er meinte, die Eintrittspreise seien zu hoch. Der Mittelstand, der hauptsächlich für uns in Betracht komme, sei nicht so geistig, daß er 8 bis 10 Mark zahlen könne. Ein Erfolg sei gewiss, wenn wir vollständige Preise verlangten: 2-8 Mark. Wir verlangten vollständige Preise. Der Besuch ließ nur ganz unbedeutend. Gabler stiftete heraus, daß die freien Misse argmündlich gegen gar zu niedrige Eintrittspreise sei. Sie meinte, es könne nichts geboten werden, wenn zu wenig verlangt wird. Wir jagen das Mittel und forderten 5-13 Mark. Der Besuch ließ daraufhin leicht nach. Gabler verlegte den Vorstellungsbeginn von halb 8 auf um 8 Uhr. Viel zu zeitig hätten wir bislang angefangen. Daran liege es. Die Leute hätten jetzt alle so zu tun, daß sie nicht vor 8 Uhr dazu kämen, zu einem Vergnügen zu gehen. Wir begannen 8 Uhr. Eine Steigerung der Besucherzahl machte sich nicht bemerkbar. Nachdem nachdenkender noch der Reihe nach zur Aufhebung der Gründe, auf die Gabler das Ausbleiben größerer Besucherzahlen zurückführte, die vorderen Stühle mit roten Samt belegt, zwei Frühbüfette errichtet und zwei Portiers mit Dreimark und langem Strich zum Promenieren auf der Straße gemietet worden waren und das Haus trotzdem nicht besuchter wurde, sagte ich eines Tages zu Gabler: „Bitte nun, lieber Freund, wie kommst du, wenn das Internement sich deshalb nicht rentiert, weil die a a n g e d e c k t der Abwechslung von Zirkus, Kabarett und Kino nichts taugt?“

Gabler brauchte auf, ich sei ein Blöddim, ein Schurke, ein Hindin! Wie ich so etwas denken könne! Wie ich auf so etwas überhaupt kommen könne! Ich — ich unterfinge mich an seiner Idee zu zweifeln, seine Idee in den Schmutz zu ziehen!

In der nächsten Woche hatte Gabler das Mantra des Internements endgültig entdeckt: Etair Apollon saal benannte er es Hönlitzsaal.

Die Ziffer der Besucherzahl reagierte mit leichter Häufersdenz. ...

Das bewusste Geschenk.

Von

W. N.

(Nachdruck verboten.)

Wenn die Ehe im Himmel geschlossen wurde, dann herrscht bei den Göttern gemeinlich der „Altruismus auf Erden.“

Bei unserer Hochzeit stand der Erzengel Gabriel selber als Trauzeuge, und so wird man es mir gern glauben, daß es für meine Frau nichts Schöneres gibt als mir etwas zu schenken.

Vor meinem Namenstag muß ich meine Briefe nicht hochst sorgfältig verteilen. So hern schenkt meine liebe Frau mir was. Und — vom Wirtschaftlichen kann sie sich allenthalben nicht erübrigen. Warum? — das dürfte ich (freier Schriftsteller) oder D. (Dales) nachzufragen.

Desmal hatte ich etwas ganz Beländeres in Aussicht. Sie fand nämlich, ich verträglich unabhängig viel Jambölger, seit sie mit aus Sparmaßnahmen gestattete hatte, wenn ich schon rauchen möchte, Weife zu kaufen, und so hatte sie beschloffen, mit eines der berühmten Feuerzeuge zu versehen, die mit der Bezeichnung „Manchmal geht“ höchst optimistisch gekennzeichnet sind. Und sie hatte sogar eines in Aussicht. Es sei wunderbar, wahrscheinlich recht Silber und man es nicht geradezu wahrhaftig teuer wäre, dann beläme ich's. Ich konnte mir abzugeben anschauen. Es läge beim Juwelier Goldbrettern im Auslagenfenster.

Da des heiligen Richards Tag — es ist eigentlich der Tag des hlg. Romuald, aber da es einen hlg. Richard weder vor mir gab, noch nach meinem Tode geben wird, haben wir uns daran gewöhnt, den Namenstag, den der Mensch nur einmal haben muß, auf den Tag Romualds zu legen — da dieser Tag wieder in der Nähe war, so ging ich schließlich mal

zum Tauscher Guldenterrn und sah mir das Feuerzeug an. Es war sehr hübsch und kostete 100 Mark.

Das gute Gewebe, woher sollst du 100 Mark nehmen und nicht aus meiner Briefkassette nehmen? Ich fürchte, ich fürchte, ich werde auch weiterhin Jüdenhölzer verschwendet müssen. Man kann auch heute noch oft an Jüdenländern reisen, aber man 100 Mark abgeben hat. — Und so rief ich denn, daß es eine Lust war. „Warte nur“, sagte meine Frau, „heute magst du meinewegen das Streichholz noch verwenden, an deinem Namenstage aber...“ Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich darauf freute, bis das schöne Benzinfeuerzeug zu scheitern. — Sie strahlte, die Güte! Denn was erweist das Herz einer Gattin mehr, als ihrem Mann etwas schenken zu können, an dem sie selber auch eine Freude hat! — Ich brauche es nicht übers Herz, sie aus dem Schmeißel der Preis-Bermutungen zu reißten, ich kann vielmehr nach und hatte auch einigen Erfolg: Die Dose war mit freudigsten Erfolgen:

Zu Guldenterrn ging ich, abernächst. „Herr Guldenterrn“, sagte ich. „Es wird eine Male bei Ihnen erscheinen. Sie ist meine Frau. Sehen Sie sich mal dieses Bild ganz genau an.“ Herr Guldenterrn nickte und sah gründlich hin. „Diese Dame“ — fuhr ich natürlich fort — „wird das silberne Feuerzeug, das Sie in der Auslage haben — richtig finden, vierte Reihe von oben, drittes Feuerzeug von links (links vom Commis...) — wird es bestätigen, wird nach dem Preis fragen und in Ordnung stellen, wenn Sie drei Ziffern nennen. Sie werden, Herr Guldenterrn, dieser Dame sagen — fragen Sie sie vorher ein wenig nach dem Namen, und wenn sie gefunden hat, dann werden Sie der Dame sagen, das Feuerzeug koste 35 Mark, abzüglich 5 Prozent, also sagen wir — sagen Sie! — 30 Mark. Verstanden?“ Hier lud ich nebenbei Reichweiser, will sagen Reichsmark. — Herr Guldenterrn nickte immer besterfüllter und ich fügte mich als der beste Diener von der Sonne. Ich fand es geradezu rührend von mir, daß ich meiner Frau die Freude machte, mit einer Freude machen zu dürfen. Und, in dieser Stimmung ging ich heim.

Zwei Tage später war der Tag des heiligen Romuald. Ich erwachte, meine Frau zwang mich aus dem Bette, sie führte mich, freudig wie ich froh, an den Schreibtisch. Was sah ich, neben dem sinnig umrängten Telefonapparat? Was lag ich? Ich sah — und war überstrahlt — ich sah: Ein Feuerzeug. Ich sah und war noch viel, viel überstrahlt — und fiel ein wenig auf den Rücken... Ich sah... ein prächtiges Feuerzeug, im Jugendstil und äußerlich zu erhablich herabgehenden Preise erstanden. Ich sah sehr schön in diesem Feuerzeug ein Bild. „Weißt du“, erklärte meine durchaus abnungsfähige Ehefrau, „ich wollte dir eigentlich ein anderes Feuerzeug schenken, eines, das ich bei Guldenterrn gesehen hatte, aber — denn dir nur — es kostete hoch 30 Mark. Das konnte doch nicht eßt sein. Da's aber so ausseh, hab ich's Dankel Richard zum Namenstag geschickt und für dich dieses war auch nicht silberne aber auch nicht so aussehende Stück erstanden. Hab ich nicht recht gemacht?“

Ich umarmte mein Gewebe, wortlos. Wenn es diese Geschichte lesen wird, dürfte sie sich erklären können, warum Daniel Richard sich gar so überauswundersam für ihr nobles Geschenk bedankt hat...

Der Herr im Parquett.

Von
Liesbet Dill.

Nachdruck verboten.

Es hatte unheimliches Aussehen erregt, als sich die kleine Tür noch einmal öffnete und der bittende Blick eines in das verdunkelte Parquett fiel, nachdem sich der Taktstock des Dirigenten eben geknickt hatte. Es war eigentlich verboten, noch jemanden hereinzulassen, und wenn er dem Dirigenten das danken nicht den Schein in die Hand gedrückt hätte, so hätte er das Weiteringewordel in den Gängen ansetzen müssen. Aber nun war er drinnen. Er hatte den letzten Platz bekommen, einstimmig saßen die Menschen gedrängt, Kopf an Kopf, und diese Köpfe wußten bis hinein in den ersten und zweiten Rang und darüber hinaus bis an die höchsten vergoldeten Decke... selbst die enge Gasse neben der Bühne, von der aus man in den Souffleurkasten sah, war besetzt. Und alles Deutsche, dachte er, während er sich leise auf seinen Platz niederließ an der Ecke neben der Säule.

Er war noch benommen von der langen Reise, den Drangsalen der Poststationen, wo sie jeden Menschen für einen Silberbesitzer oder Franzosenhörer hielten und er sich ausfinden mußte, weil er mit einem Koffer nach Deutschland fuhr.

Er hatte noch die altonaer, die portsaenen, die ewigen allendeber der Büroangestellten im Ohr und sich noch garnicht daran gewöhnt, daß hier jedermann deutsch verstand, er redete immer noch die fremde Sprache, gewohnheitsgemäß wie heimlich von den ersten flüchtigen Eindrücken. Er hatte Boden, seit einer Stunde, seit er hier angekommen war, auf der Durchreise in der ersten flüchtigen Eindrücken. Er hatte Buchhandlungen gesehen, gefüllt mit deutschen Büchern, welche Bäume würde das sein, früh morgens singulieren vor einer Berg deutscher Bücher, und zu lesen, zu wählen zu kaufen. Er fand alles so hübsch, er hatte die Taschen voller Franken... die galten hier fünfmal soviel wie drüben... auf der Post hatte ihm die deutsche Sprache begrüßt, schwarz-weiß-roth, daß es die noch gab! Unwillkürlich sah er hin, ob der schwarze Streifen nicht doch blau war? Die grünen Uniformen, diese blauen, deutschen jungen Kerls, die ihm begegneten, was war denn das? Deutschland? Uniformen? Ge sei nur Sicherheitswehr, Polizei... Und nirgendwo ein einziges Szenegänger, kein Anwalt mit dem gelben Gürtel unter dem glatten Trenchenkleid. Alles weiße Gewänder. Im Hotel hatte er den Jettel gesehen „Wetterfänger“. Das muß ich hin... er hatte den Korridor bestochen und einen Chauffeur, der durchaus seine Freunde nehmen wollte, er hatte noch kein anderes Geld und mit dem Türschlüssel, dem die Unbescheidlichkeit auf dem Gesicht geschrieben stand, hatte er einen Geheimtintenfahrgast geklopft, bis er ihn herbeigefahren. Das war da drüben anzufinden leichter, ins Theater zu kommen, das gänze vor Beere. Wann war er einmal in einem Theater gewesen seit die Fremden das Land, das seine zweite Heimat geworden war, besucht hatten? Einmal in „Tosca“ mit Klavierbegleitung. Da war er nach dem ersten Akt gegangen und nach einer als besonders epantant angelegten Operette mit großartigen Gärten aus der Hauptstadt hatten ihm die eifernden Dekorationen, diese fittlerbestrichenen Schützen der Wagnernamen und die selbener Bestätigung der Göttergötter, bestanden aber die die

Diva in ihrem himmelshohen Samtschleppkleid und der schillernden Stimme ein Gefühl des Heimwehs erweckt... Nach Deutschland, das so weit ab lag, hinter der hohen Mauer. Er hatte hungern gelernt; Jüngern nach deutscher Wälder, noch ischaft, nach Beethoven, Bach, Wagner und Strauss, noch einem Erzhörer wie diesem, prächtig und vollständig das in lebendigem Akkord, wußte ich, und noch einstehe. Das Herz klopfte ihm... Musik! Wagner, die Meisterfingel! Das Wärme und sich dahin, jügendte und sich mit, packte an und entflammte. Alle Kaufmann stamm, ergiffen, wie er... an der Ecke seiner Säule, der Fremde... der zum erstenmal wieder deutschen Boden betrat. Ihm war, als wüßte ihn jemand an der Ecke, seine Jugend lebte vor ihm auf, Nürnberg, die alte Stadt erlöste vor ihm mit ihren stolzen Türmen, seine Studentenzeit... alle seine Jugenderinnerungen waren mit Musik verknüpft, mit Beethoven, Wagner und Bach... in der die paar Deutsche zurückblieben, wo ihre Gefühls auf das Gras auf der Esplanade wuchs, die Cafés, Kinos und Kirchen leer waren und die Säden ausfallen wie ausgeräumt, hatte er kein neues deutsches Buch mehr gesehen. Die deutschen Buchhandlungen waren verschunden, als seien sie ausgebrannt und wenn man in der Bücherei ein deutsches Buch brauchte, mußte man in die Keller steigen, es half einem niemand dabei, wozu brauchte man deutsche Bücher... Das Heimweh! Das Heimweh hatte ihn fast krank gemacht, er hatte es betäubt durch Arbeit... trawallier, trawallier, das taten nur die Deutschen. Die Köchin blieb aus Mitleid bei ihnen, sie war deshalb befristet, seine Erbschafts konnte man auf keiner Bank anlegen, Zankener und Zirkeln, Indier und Chinesen konnten das, aber nicht die verarmten Deutschen... das Barockschloß seines kleinen Mädchens war vom Staat eingezogen, mit den paar hundert Mark... Man drückte sich in den Ecken herum, die paar Deutschen fannten sich kaum, sie durften sich nicht kennen, es war besser so... Immer hing über einem von ihnen das Damoklesschwert, die Denunciation, der anonyme Brief irgend eines Feindes... Das Kind verlor seine Mutterprache schon, es sprach nur noch brockenweise deutsch, es spielte nur mit fremden Kindern und es mußte froh sein, wenn sie mit ihm spielten, die andern in den schwarzen Kittelröhren, dem geschwungenen Haar, das kleine blonde Ding weinte oft, die Mutter tröstete es, wenn Du groß bist, gehst du nach Deutschland, jetzt müßte man bleiben, arbeiten, sparen, wieder aufbauen, was der Krieg zerstört.

Arbeiten in der Fremde, er wußte, was das heißt... Als er die Grenze jetzt überstrift, als die deutschen Schaffner ihn knopp und lachlich um seine Karte baten, waren ihm, als eine ewige von ihm ab, als er den Hügel sah, grau und breit floß er dahin unter den stolzen Wäldern, als er Frankfurt auf-tauden sah mit seinen Türmen, die alte freie Kaufmannstadt, überließ es ihn fast... die wie jetzt bei den mächtigen Klängen... Und das hatten die... die um ihn herumfließen, alle Tage, konnten jeden Tag in dieses prächtige Theater gehen, das einem Schmuckstück gleich in seinem rot und Gold, waren und wirkte, und konnten Musik hören, jeden, jeden Abend. Er hatte auf der Straße dem ersten seinen Kind vor Freude hoch franten gelächelt, und das blasse Kind schaute ihn an... als ob es einen Babyninchen sähe, es sah ausgemergelt aus wie alle Kinder, denen er begegnete, die Augen, lang aufgeschossen, wie magel!... So waren sie alle, sagten die Frauen in der Bahn, seit der Vlodade. Von der erholte sich diese Generation nicht mehr... Die guten Duffler hielten und schidten, aber das war alles nur ein zu spät... Er hatte auf dem alten Markt einen mittelalterlichen Dom gesehen, ein altes deutsches Rathaus, das Denmal eines deutschen Fürsten. Wie im Traum kam er sich vor. Neben ihm sah ein junger Mann, der es wagte, sein eisernes Kreuz offen an seinem Brust zu tragen — ach ja, man war ja in Deutschland... er las auf dem Theaterzettel Namen von berühmten Künstlern, die er nicht kannte, er hörte einmal seinen Namen hören weichen Namen, seinen eleganten Vordr, und seinen Bijet! Das war Wagner... ein deutsches Gewerbe, ein deutscher Chor. In der Säule dort in der Kirche schaute die Gemeindev, das blonde Gretchen wandte sich mit liebendem Blick nach dem jungen Ritter um, und von den hohen blauen gotischen Fenstern hingen festhalten herab in leuchtend roten Farben, um die stammende Standarte, die in der graublauen Dämmerung des alten Doms wirkte wie jubelnde Fanfaren. Die glutroten Fahnen fangen mit, sie lebten, und erfüllten die erste alte Kirche mit ihrem leuchtenden Wunder... Er arbeitete in ihm, Deutschland, Meisterfingel, Nürnberg, Wagner...

Mit feuriger Wucht legten die Geigen ein, machtvoll, getragen hat die Regel ihre Stimme, und der vierstimmige Chor: „Da zu Dir der Heiland kam...“ Es überwallte ihn... er neigte den Kopf, er sah nichts mehr, vor seinen Augen funkelte es... er schloß die Augen... er nahm die Musik in sich auf wie ein Durstkrüden, der sich an die Quelle wendet und trinkt, trinkt... Musik und Deutschland! Die Heimat hatte ihre Arme geöffnet und zog ihn an sich mit einer Gebärde, die nur die Mutter hat... Er schlug die Hände vors Gesicht. Die kleine Dame, ganz in weiß oben in ihrer Loge sagte zu ihrer Nachbarin: „Du, sieh mal, der Herr im Parquett... und ihre Nachbarin auf ihrem Abornementplatz war erkant, daß in den Meisterfingeln jemand weinte...“

Danzig.

Von
Karl Zemmel.

Nachdruck verboten.

Du schöne, alte deutsche Patriarchstadt. Ein deutscher Geist nannte dich einst: das „nordliche Neapel.“ Viel Arme blühen in das Abendgold. Das macht die Stadt so heimlich. Die Frauengasse: Erster an der Ecke, Beschäftigkeit hinter zierlichen Fenstern. Die Gassen sind Zufriedenheit-alter, weißhaariger Leute.

Vor den Haustüren mit atmoföhen Messingstücken ein paar Stufen. Das macht das Haus so gastlich. Der Kutschof erst und düster wie ein altes Geschichtsbuch von sporentföhen Rittern. Bläulichen windstiefeln, grauer Häusen winden sich träge Flufläufe.

Das Rathaus aufsteigend und in sich verschloffen. Seewind pfeift darum her.

Und dein Zuehl, zu liebe alte Stadt, deine ewig herrliche Patriarchde, die deutsche Vordembaumeister in alter Zeit erbaun.

Unten tief in fahler Grotte hat man den alten Dichter Eph, der in Literaturbüchern soviel von sich reden macht, zur Ruhe gebettet.

Geh ein feierliches Gedächtnis über die Däher, Erhabenheit ist um den Wanderer.

Du wundergönne, deutsche Patriarchstadt...

Literatur.

Der Wechsel der Staatsangehörigkeit infolge der deutschen Gebietsabtretungen. Von Gerichtsassessor Dr. Walter Schädel. Verlag Georg Stille, Berlin 1921.

Berner Johannes Guggenhejm. Das Reich. Tragödie. O. Eberhard u. Co. Verlag, Berlin W 15.

Admiral v. Reuter. Scapa Flow. Das Grab der deutschen Flotte. Leipzig 1921. A. B. Koehler.

In der Fülle niederermettender Ereignisse, die der Zusammenbruch mit sich brachte, ist der Weidenweg unserer deutschen Flotte in die Internierung fast unbeachtet geblieben, erst als ihr Führer, Admiral v. Reuter, kurz vor Unterzeichnung der Friedensbedingungen die Siegerflotte vom Skagerrak durch Verleitung auf den Meeresgrund erholter Lebergabe entzog, ameten weite Kreise des Volkes auf und begrüßten diese Tat als Ehrenverletzung. Der anschließende 2. Jahrestages herausgegeben, fastlich geschriebene Bericht des Admirals v. Reuter läßt uns Entzücken und Verwirrung des Verleumdungsgebahrens erkennen, zeigt uns die schwere Aufgabe, der revolutionären Geist der Weidung zu meistern, und alle Vorbereitungen vor den Engländern geheimhalten, jedoch die Tat in letzter Stunde von Offizieren und Matrosen planmäßig durchgeführt werden konnte.

Siegfried Geyerdahl. Baginians Geiselnahme. Die Entdeckung des Geheims virtueller Sicherheit. Adolf H. K. u. G. Berlin S. 10: 1921.

Ein Thema, das auch in der „Virtuellen Biolintheim“ des selben Verfassers angeht, wird, gelangt hier zu eingehender Darstellung. Geyerdahl stellt uns zuerst die „organische“ Haltung der Geige als fundamentale Notwendigkeit zur Erzielung vollkommener Beherrschung des Instruments hin. Wie der vollendete Reiter stets Führung mit dem Pferd hat, ohne sich anzukammern, so soll auch der Spieler gleichsam ein werden mit der Violine. Solange diese Verbindung erfüllt ist, nützt die vorzüglichste Bogentechnik nichts, denn zu jeder Wirkung gehört eine Gegenwirkung. Zufällig ist bisher die Erziehung dieses Ziels meist dem Zufall überlassen. Das Wesentliche ist, daß die Spieler durch eine weit aussehende Schwungbewegung (imsten Armes) möglichst weit (möglichst nahe der Mitte) zwischen Schlüsselbrett und Kinn gehalten wird und so sich organisch dem Körper anmiegt, unter Verzicht auf führende Gestelle. Er geht damit unmittelbar vor auf das Vorbild Baginians zurück. Da die überlebten, von an sich bedeutenden Malen stammenden Bildnisse vom speziell geigerischen Standpunkt in der Regel nicht richtig aufgefaßt sind, so hat E. die geigenföhen Karikaturen herangezogen, in denen das Charakteristische seiner Haltung durch absichtliche Ueberbetreibung besonders deutlich gemacht ist. Der Hauptvorteil dieser als richtig erkannten Haltung besteht darin, daß die linke Hand frei wird für ihre eigentliche Aufgabe, die Auslösung der Geige; damit schwindet jeder Versuch zu frampfhalter Bewegung für die bei Plättentanz man aufzugeben. Die Aniegnung der vorbühlichen Haltung, für die genaue Anweisungen erteilt werden, wird bei manchem einen vollständigen Bruch mit liegendorbenen schlechten Gewohnheiten erfordern, aber einmal erworben, macht sie durch erteuliche Verbesserung der technischen Entwidlungs-möglichkeiten behagt und wird für die ungeschminkte Beweglichkeit des linken Arms im Augenblick geradezu unentbehrlich. Dr. Hans Kleemann.

„Markmannhof“, sozialer Roman von Hermann Schöler. 1921. Otto Clesner, Verlagsgeellschaft m. b. H., Berlin E. 42.

„Markmannhof“ ist ein sozialer, ein Gesellschaftsroman, ein Spiegelbild unserer Zeit, wie Gustav Freytag's „Gold und Silber“ ein Spiegelbild des Ringens und Werdens unseres sozialen Lebens in der Mitte und zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war. Im Mittelpunkt des Romans steht eine Unternehmernatur. Daß aller Fortschritt durch die Unternehmernatur herbeiführt, ist der Schlußfolgerung hervor. In geschlossener Komposition und kräftiger Dialogführung wird ein padens des Gesellschaftsromane entworfen.

„Der buddhistische Weltspiegel“, Monatschrift für Buddhismus und religiöse Kultur auf buddhistischer Grundlage, herausgegeben von Dr. R. Seidenhäcker und Dr. W. Grimm. Verlag Max Wittmann in Leipzig. Jahresbezugspreis 20 Mark.

Der von oben genannten namhaften Biologen und Buddhaforscher wahrhaft vorbildlich geleitet, schon in seiner Ausstattung überaus ansprechende „Buddhistische Weltspiegel“, dessen überzeugender Werbetätigkeit es nimmermehr gelingen will, die Gründung einer buddhistischen Gemeinde für Deutschland in gelistete Bahn zu leiten, tritt mit dem zweiten Semester 1921 in seinen dritten Jahrgang ein, der an Vielseitigkeit und Tiefe des Inhalts hinter den beiden ersten überdies in nichts zurückbleiben wird und füglich in keinem Hause fehlen dürfte, wo man sich für den indischen „Weiser“ und seine Lehren, erst jetzt noch in richtigem Verständnis und nur zu interessierten beginnt. Man muß selbst keineswegs auf dem Standpunkte des Vollendeten stehen, um aus dieser feinfühnen, das Gemüt wunderbar erlösenden Monatschrift, die zum mindesten unser Wissen gewaltig erweitert eine Fülle von Anregung und ästhetischen Genusses schöpfen zu können. Dabei hat der „Weltspiegel“ mit jenem modernen Salon-Buddhismus nichts gemein, hinter dem sich in Wirklichkeit nur der abste Materialismus verbirgt. Aus der Menge vorzüglicher Aufsätze des letzten Jahrgangs möchten wir nur beispielsweise die folgenden namhaft hervorheben: „Buddhistische Kunst, die Buddhalehre und das Kind, die Buddhalehre und der Gottesbegriff“, „Ist die Lehre des Buddha Wissenstheorie?“, „Der Buddhismus in den Ländern des Westens.“ Außerdem dränge die Monatschrift hochwertige Erzählungen, Fiktionen, Gedichte und Aphorismen. Wäge auch der dritte, in neuem, sehr schönes Gewand ersehene Jahrgang den herrlichen Vorles des „Erhabenen“ neue Freunde gewinnt. M. W.

Zu beziehen durch die Gr. Ulrichsbuchhandlung Halle a. S., Formstr. 42/23 u. 44/30.